

Auf wessen Seite steht Howard S. Becker? Ein Nachwort

Hoebel, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hoebel, T. (2021). Auf wessen Seite steht Howard S. Becker? Ein Nachwort. In H. S. Becker (Hrsg.), *Soziologische Tricks: Wie wir über Forschung nachdenken können* (S. 321-338). Hamburg: Hamburger Edition. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-86000-2>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-ND Lizenz (Namensnennung-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-ND Licence (Attribution-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0>

Auf wessen Seite steht Howard S. Becker? Ein Nachwort

Im Frühjahr 1968 beobachtet der Soziologe Irving Louis Horowitz zufällig ein Sit-in an der Stanford University: Studierende hatten ihre Lehrenden dazu eingeladen, über die bestehende Universitätsordnung und nötige Veränderungen zu diskutieren. Ein wirkliches Gespräch kommt jedoch gar nicht erst zustande. Nachdem die Studierenden die Professoren ganz bewusst nicht mit ihren Titeln, sondern bei ihren Vornamen ansprechen, zeigen sich viele Lehrende empört und verlassen den Ort recht schnell wieder.

Nicht nur die US-amerikanischen Universitäten sind in dieser Zeit Schauplätze sozialer Konflikte. Sie bestimmen zu einem guten Teil den Hochschulalltag. Die Episode scheint somit eigentlich nicht der Rede wert. In vergleichbarer Form hätte sie in den späten 1960er Jahren auch andernorts stattfinden können. Howard S. Becker, dem Horowitz wenig später von den Ereignissen erzählt, sieht in ihnen allerdings gerade wegen dieser Alltäglichkeit ein Symbol für die zahlreichen gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen, die spätestens seit dem »Free Speech Movement« in Berkeley 1964 vor allem auf den Hochschulcampus des Landes ausgetragen werden. »Auf eine Weise, die trivial erscheinen würde, wäre da nicht die Reaktion [der Lehrenden]«,¹ führe diese Form, mit der die Protestierenden die Professoren anders als üblich anredeten, vor Augen –, dass die Studierenden beabsichtigten, die bestehende Ordnung des akademischen Lebens auf den Kopf zu stellen: eine Hierarchie, welche die Chancen, über andere

1 Howard S. Becker, »Introduction to the First Edition – The Struggle for Power on the Campus«, in: ders. (Hg.), *Campus Power Struggle*, Aldine 1973, S. 13.

und über sich selbst zu bestimmen, sehr ungleich verteile. Aus der Sicht der Lehrenden handelt es sich dagegen um ungebührliches Verhalten, das sie schlicht zurückweisen, wodurch die bestehende Statusordnung (fürs Erste) intakt bleibt.

Die Episode charakterisiert zugleich ein zentrales soziologisches Forschungsinteresse Beckers. Es ist kaum verwunderlich, dass er die Schilderung von Horowitz nicht nur aufmerksam registriert, sondern Anfang der 1970er Jahre nutzt, um den von ihm edierten Band *Campus Power Struggle* einzuleiten. Zu diesem Zeitpunkt beschäftigt er sich bereits seit nahezu zwei Jahrzehnten mit »Dingen, die Leute zusammen machen«² und dabei gesellschaftlich mitunter hochumstritten sind. Dazu zählen insbesondere seine Studien zum Marihuanakonsum, die vielen womöglich als erste in den Sinn kommen, wenn sie den Namen Howard S. Becker hören. Der Band *Außenseiter*³, der diese Untersuchungen neben weiteren, u. a. zu Berufskarrieren von Tanzmusikern versammelt, ist bis heute wohl sein bekanntestes und einflussreichstes Buch. Becker erörtert hier, dass Devianz kein selbstevidentes Phänomen ist, sondern definitionstheoretisch begriffen werden muss. Der Konsum von Marihuana ist in dieser Perspektive mindestens doppelt bestimmt: Zum einen durch Regelungen und ihre Entstehung – Becker spielt hier insbesondere auf »Moralunternehmer« und bürokratische Eigeninteressen an, durch die dieser Konsum »mehrheitsgesellschaftlich« als illegal und missbräuchlich gilt –, zum anderen durch diejenigen, die Marihuana nutzen und sich gegenseitig dabei begleiten, wie es zu konsumieren ist, und sich gleichsam als Gruppen konstituieren, die sich ihrer Abweichung von mehrheitsgesellschaftlichen Normvorstellungen durchaus bewusst sind, das aber positiv für sich umdeuten.⁴

2 »People doing things together«; Howard S. Becker, *Sociological Work: Method and Substance*, Chicago 1970, S. v–vi.

3 Howard S. Becker, *Outsiders. Studies in the Sociology of Deviance*, New York 1963.

4 *Außenseiter* gilt als Schlüsselwerk der Devianzsoziologie und des sogenannten »Labeling Approach« bzw. »Etikettierungsansatzes«, der nicht zuletzt so heißt, weil er auf einen Satz im US-amerikanischen Originaltext anspielt, der die Pointe der Studie treffend zusammenfasst: »The deviant is one to whom that label has successfully been applied; deviant behavior is behavior that people so label« (Becker, *Outsiders*, S. 9. – in der deutschen Übersetzung als »Der Mensch mit ab-

Ebenso befasst Becker sich in diesen Jahren damit, dass sich Forschende aus den Sozialwissenschaften oftmals selbst mit dem Anwurf konfrontiert sehen, sich nicht »ordentlich« zu benehmen. Dabei hat er dabei vor allem jenes »Kreuzfeuer«⁵ vor Augen, in das viele Soziolog*innen gerieten, wenn sie Probleme untersuchten, die zum Zeitpunkt der Studie selbst von hoher gesellschaftlicher Relevanz sind. Die einen erwarteten dann, dass die betreffenden Autor*innen offen Stellung beziehen, ihre Werthaltung ausdrücken, ja mitunter Partei zu ergreifen hätten. Andere dagegen forderten Neutralität, die sich nicht zuletzt durch technisch korrekte Forschung auszeichne. Auch hier taucht Devianz als etwas auf, das die Augen der Betrachtenden maßgeblich mitgestalten: Welchen Forderungen auch immer Soziolog*innen Rechnung tragen, ihr Verhalten wird bei einigen auf Ablehnung stoßen.

weichendem Verhalten ist ein Mensch, auf den diese Bezeichnung erfolgreich angewandt worden ist; abweichendes Verhalten ist Verhalten, das Menschen als solches bezeichnen«; Howard S. Becker, *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*, Wiesbaden 2014, S. 31). Ich halte es gleichwohl für passender, von einer »definitionstheoretisch« angelegten Studie zu sprechen, weil die Formulierung gegenüber dem meist gebräuchlichen »Labeling« den Blick dafür weitet, wer alles mit- und gegeneinander daran beteiligt ist, Wirklichkeitsdefinitionen von Menschen, Dingen und Situationen durchzusetzen und in Zweifel zu ziehen. Aber das ist eine Debatte, die hier nicht geführt werden muss. Wer gut geschriebene Einführungen in die Beiträge Beckers zur Devianzsoziologie und in seine frühe Werkphase insgesamt sucht, die und der ist gut beraten mit dem betreffenden Kapitel in Dagmar Dankos lesenswerter Diskussion »Zur Aktualität von Howard S. Becker« (Dagmar Danko, *Zur Aktualität von Howard S. Becker: Einleitung in sein Werk. Aktuelle und klassische Sozial- und Kulturwissenschaftler*, Wiesbaden 2015), mit dem Abschnitt »People who get high and the others« von Alain Pessin, der gleichsam sein anregendes Buch *The Sociology of Howard S. Becker: Theory with a Wide Horizon* einleitet (Alain Pessin, *The Sociology of Howard S. Becker: Theory with a Wide Horizon*, Chicago / London 2017), und mit Michael Dellwings pointierter Einleitung in die deutsche Neuausgabe von *Außenseiter* (Michael Dellwing, »Einleitung. Devianzsoziologie, Labeling und die Nonchalance des Interaktionisten: Howard Beckers bescheidener und zentraler Beitrag zur Devianzsoziologie«, in: Howard S. Becker, *Außenseiter*, S. 7 – 21). Es empfiehlt sich jedoch direkt der Griff zum Original.

5 Howard S. Becker, »Auf wessen Seite stehen wir?«, in: Daniela Klimke / Aldo Legnaro (Hg.), *Kriminologische Grundlagentexte*, Wiesbaden 2016, S. 8.

»Auf wessen Seite stehen wir?«

Um nun selbst Stellung zu diesem Problem zu beziehen, betritt Becker eine einigermaßen prominente Bühne. Für die Jahre 1965/1966 ist er zum Vorsitzenden der *Society for the Study of Social Problems* gewählt – und er nutzt seine Antrittsrede für Analyse und Argument. »Whose side are we on?«, fragt er dafür – »Auf wessen Seite stehen wir?« Das »Wir« ist dabei einigermaßen unbestimmt, was durchaus beabsichtigt erscheint, wenn man die Rede liest, und passt zu Beckers generellem Stil, sein Publikum augenzwinkernd zum Mitdenken provozieren zu wollen. Zwar wendet er sich an die anwesenden Kolleg*innen und spricht gleich zu Beginn recht ausgreifend von Soziolog*innen. Doch im Grunde bezeichnet das »Wir« alle, die sich in Beckers Analyse wiederfinden – seine Leser*innen sollen einfach selbst darüber entscheiden, wer »wir« ist oder sein könnte. Sein Argument lässt dagegen nichts an Klarheit vermissen: Es basiert zunächst auf der Prämisse, dass die Wertfreiheit von Forschenden eine Schimäre ist. Es sei gar nicht möglich, eine Forschung zu betreiben, die nicht durch persönliche und politische Sympathien mitgestaltet ist.

Folgt man Becker in diesem Punkt, führt die Frage der Werturteilsfreiheit soziologischer Forschung nicht nur schnurstracks in eine Scheindebatte, sondern greift letztlich auch an einem gesellschaftlichen Phänomen vorbei, das er als »Hierarchie der Glaubwürdigkeit« bezeichnet. Damit adressiert er zunächst den schieren Sachverhalt, dass sich in diversen gesellschaftlichen Bereichen institutionelle Rangordnungen finden, in denen Statushöhere auf Personen treffen, die als statusniedriger gelten. Für gewöhnlich sind das Konstellationen, die von Amts wegen oder aus professionsspezifischen Gründen existieren. Wer als superior und wer als inferior gilt, ist zwischen Polizeibeamt*innen und Drogenabhängigen, zwischen Lehrenden und Studierenden oder zwischen Ärzt*innen und Patient*innen recht eindeutig und stabil verteilt, auch wenn es manch situative Infragestellung der Statusverhältnisse geben mag oder organisierte Interessengruppen die Zustände offen herausfordern. Mit dem Konzept der Glaubwürdigkeitshierarchie geht es Becker nun zusätzlich um den Hinweis, dass den Wirklichkeitsdefinitionen von Statushöheren in der Regel mehr Glauben geschenkt wird als denen von Statusniedri-

gen – zumindest dann, wenn man den »Standpunkt eines gut sozialisierten Mitglieds des Systems«⁶ einnimmt.

Im Grunde skizziert Becker hier eine Theorie der »Definitionsmächtigkeit« derjenigen Statusgruppen, die sich bis auf Weiteres mit ihren Sichtweisen durchsetzen können, was als erstrebenswert und wer als normal, was als zu vermeiden und wer als absonderlich gilt. Diese Macht ist kein Besitz, über den Statushöhere nach Gutdünken verfügen können, sondern realisiert sich nur dann, wenn andere Statusgruppen diese Wirklichkeitsdefinitionen fraglos übernehmen oder sich sogar aktiv daran beteiligen, z. B. indem sie diese gegen konkurrierende Stimmen verteidigen. Becker geht es an dieser Stelle aber weniger um Theoriebildung als vielmehr um ein wissenssoziologisches Argument in Bezug auf die Frage, warum Sozialforschende nicht *nicht* Stellung beziehen können, auch wenn sie, um es lapidar zu formulieren, eigentlich nur ihre Arbeit tun. Entweder ihre Ergebnisse entsprechen den Wirklichkeitsdefinitionen von Statushöheren und es gibt unter den Statusniedrigen niemanden, der protestiert. Dann ist ihre Forschung zwar parteiisch, aber sie müssen sich immerhin keine entsprechenden Anwürfe gefallen lassen. Oder es gibt unter den Statusniedrigen organisierte Gruppen, die diese Parteilichkeit anklagen, womöglich sogar dann, wenn die Forschenden eigentlich mit ihnen sympathisieren, ihre Untersuchungen aber auch bei den Statusniedrigen Unliebsames zutage fördern.⁷ Oder, und das sind die Vorwürfe an Soziolog*innen, die Becker vor allem beobachtet, Sozialforschende untersuchen inferiore Statusgruppen, ohne sich im Forschungsprozess an die Wirklichkeitsdefinitionen von Statushöheren anzulehnen – was letztlich der Weigerung gleichkommt, der etablierten Glaubwürdigkeitshierarchie selbst Glaubwürdigkeit zuzusprechen und somit »angemessenen« Respekt zu zollen. Es sind vor allem solche »respektlosen« soziologischen Studien, die als voreingenommen

6 Ebd., S. 12.

7 Becker und Horowitz geben dafür an anderer Stelle das Beispiel, dass soziologische Untersuchungen innerhalb von »statusinferioren« politischen Gruppen dieselben Machtverhältnisse aufzeigen, die diese Gruppen eigentlich bekämpfen; Howard S. Becker / Irving Louis Horowitz, »Radical Politics and Sociological Research: Observations on Methodology and Ideology«, in: *American Journal of Sociology* 78 / 1 (1972), S. 56.

und damit letztlich als nutzlos diskreditiert werden. Im übertragenen Sinne gerät ihnen zum Problem, dass sie die bestehende Statusordnung beim Namen nennen.

Die These, die Becker in *Aufwessen Seite stehen wir?* entfaltet, bleibt nicht lange unwidersprochen. Alvin Gouldner verspottet Beckers Argumentation als hippe Soziologie aus der Underdogperspektive⁸, Gresham Riley spielt das Problem, nicht *nicht* Stellung beziehen zu können, herunter und hält es für forschungstechnisch lösbar.⁹ Mitunter sind die Reaktionen recht scharf. Sie bilden dadurch einen deutlichen Kontrast zu einem Argument, das zwar provozieren soll, aber eigentlich ein Aufruf zur Gelassenheit ist: Leute, unsere Forschung über die momentane Gesellschaft findet in dieser Gesellschaft statt, ist in sie verstrickt. Wenn es also stimmt, dass diese Gesellschaft eine Ordnung stratifizierter Glaubwürdigkeit ist, dann müssen wir ständig damit rechnen, als parteilich zu gelten – »die Gründe dafür sind in der Struktur des Sozialen selbst verankert«. ¹⁰ Das sollte uns nicht davon abhalten, an die Arbeit zu gehen. Lasst uns also einen guten Job machen!

Der »gute Job« besteht Becker zufolge vor allem darin, dass Sympathien, die Sozialforschende hegen, nicht die Validität ihrer Ergebnisse aushebeln. Ihr zentrales Problem besteht darin, ihr Vorgehen an den »Standards des guten wissenschaftlichen Arbeitens«¹¹ auszurichten, ja, sie überhaupt erst ins Werk zu setzen – nicht darin, sich darüber Gedanken zu machen, wie werturteilsfreie Forschung möglich ist.

Allerdings bleibt Becker in seinem Vortrag eher vage, wie solch eine Performanz einer Sozialforschung aussehen könnte, die das Parteilichkeitsproblem zwar reflektiert, sich aber nicht dadurch beeindrucken, geschweige denn blockieren lässt. Er belässt es bei der Forderung (und gleichermaßen Empfehlung), den eigenen Blickwinkel explizit zu machen und damit die Grenzen der Reichweite der erziel-

8 Alvin W. Gouldner, »The Sociologist as Partisan: Sociology and the Welfare State«, in: *The American Sociologist* 3 / 2 (1968), S. 103 – 116.

9 Gresham Riley, »Partisanship and Objectivity in the Social Sciences«, in: *The American Sociologist* 6 / 1 (1971), S. 6 – 12; Howard S. Becker, »Reply to Riley's »Partisanship and Objectivity«, in: *The American Sociologist* 6 / 1 (1971), S. 13.

10 Becker, »Auf wessen Seite stehen wir?«, S. 8.

11 Ebd., S. 19.

ten Forschungsergebnisse abzustecken.¹² Ansonsten lässt er sein Publikum in diesem Punkt eher ratlos zurück. Und wer in diesen Jahren andere Schriften von ihm zur Hand nimmt, um bei Becker selbst nach weiterer Aufklärung zu suchen, findet zwar so einige forschungstechnische und forschungspraktische Überlegungen¹³, hat aber ansonsten nur die Möglichkeit, ihn selbst beim Forschen bzw. bei der Präsentation seiner Ergebnisse zu beobachten. Wer diesen Weg tatsächlich einschlägt, entdeckt einen gleichsam vielschichtigen und profilierten Studenten des sozialen Lebens: einen Feldforscher in möglichst engem Kontakt zum Geschehen außerhalb der akademischen Welt¹⁴, der in dieser Vorgehensweise maßgeblich von Everett Hughes beeinflusst ist; einen Soziologen, der konzeptionell insbesondere von Herbert Blumer sensibilisiert wurde und sich skeptisch gegenüber jeder Form der Theoriehuberei und Klubzugehörigkeit zeigt¹⁵; einen Professor, der nach langen Jahren als »fahrender Forscher« seit 1965 an der Northwestern University in Chicago lehrt; einen von Neugier Getriebenen, der sich Anfang der 1970er Jahre neu orientieren und (nicht nur) die Kunstsoziologie mit seinen Analysen von Kunstwelten aufmischen wird¹⁶; ei-

12 Ebd., S. 21.

13 Howard S. Becker, »A Note on Interviewing Tactics«, in: *Human Organization* 12 / 4 (1954), S. 31 – 32; ders., »Interviewing Medical Students«, in: *American Journal of Sociology* 62 / 2 (1956), S. 199 – 201; ders. / Blanche Geer, »Participant Observation and Interviewing: A Comparison«, in: *Human Organization* 16 / 3 (1957), S. 28 – 32; Howard S. Becker, »Problems of Inference and Proof in Participant Observation«, in: *American Sociological Review* 23 / 6 (1958), S. 652 – 660; ders. / Blanche Geer, »Participant Observation: Problems of Analysis of Field Work Data«, in: Richard N. Adams / Jack J. Preiss (Hg.), *Human Organization Research: Field Relations and Techniques*, Homewood 1960, S. 267 – 289; ders., »Problems in the Publication of Field Studies«, in: Arthur J. Vidich / Joseph Bensman / Maurice Stein (Hg.), *Reflections on Community Studies*, New York 1964, S. 267 – 284.

14 Marc Perrenoud, »Howard S. Becker – Aspects of an Open Sociology«, in: Michael Hviid Jacobsen (Hg.), *The Interactionist Imagination: Studying Meaning, Situation and Micro-Social Order*, London 2017, S. 331.

15 Becker hält nicht viel davon, immer wieder aufs Neue eine »Chicago School« der Soziologie auszurufen, weil das den Eindruck vermittelt, es handele sich um einen theoretisch und methodologisch kanonisierten, konsolidierten und vergemeinschaftenden Forschungs- und Diskussionszusammenhang. Eine solche Vorstellung sei jedoch ein Mythos; Howard S. Becker, »The Chicago School, So-Called«, in: *Qualitative Sociology* 22 / 1 (1999) S. 3 – 12.

16 Howard S. Becker, *Kunstwelten*, Hamburg 2017.

nen Autor und Herausgeber, der von sich selbst und anderen erwartet, Argumente möglichst einfach und gut nachvollziehbar zu formulieren, auch wenn es kompliziert ginge.¹⁷

Becker ist im besten Sinne ein unabhängiger Geist. In *Auf wessen Seite stehen wir?* verleitet ihn das allerdings auch zu einer arg verengten Sichtweise. Er bleibt nicht nur vage, was gutes wissenschaftliches Arbeiten betrifft, sondern übergeht auch das Problem forschersicher Autonomie – einer Autonomie, die für ihn selbstverständlich ist und die er hier auch bei anderen voraussetzen scheint.¹⁸ Seine Überlegung, bei der Darstellung von Ergebnissen den eigenen Standpunkt und die Reichweite ihrer Aussagekraft zu explizieren, ist vor allem vom Abschluss der Forschungstätigkeiten her gedacht. Doch wie können Sozialforschende ein Vorhaben profilieren, das zwar durch ihre Neigungen und Sympathien, durch gesellschaftliche Verstrickungen und »Commitments« (um ein Konzept zu verwenden, um das sich Becker ebenfalls verdient gemacht hat¹⁹) mitgestaltet ist, in dem sie jedoch gleichsam ihre eigene, wissenschaftlich valide Perspektive überhaupt erst entfalten müssen? Forscherische Autonomie bleibt ein Gegenstand von Sonntagsreden, insofern sie nicht immer wieder aufs Neue erarbeitet wird.

Erst zum Ende seiner institutionellen Laufbahn hin – 1991 wechselt er von der Northwestern an die University of Washington in Seattle, wo er sich 1999 pro forma in den Ruhestand verabschiedet – wird Becker das Problem, wie sich forschersiche Autonomie erarbeiten lässt, systematischer behandeln; dann aber auch gleich in Form einer Monografie, nachdem sich bis dahin immer mal wieder verstreute Ge-

-
- 17 »Kürzer und einfacher, so lautete meine Devise« (Howard S. Becker, *Die Kunst des professionellen Schreibens. Ein Leitfaden für die Geistes- und Sozialwissenschaften*, Frankfurt am Main; New York 2000, S. 47). So manches weitere eindruckliche biografische Detail wäre zu nennen, schließlich ist Becker mittlerweile seit über siebenzig Jahren im (soziologischen) Geschäft. In den vergangenen Jahren sind mitunter exzellente Bücher und Texte über sein Wirken entstanden, die ihn kritisch würdigen.
- 18 Siehe dazu auch die Passagen zu einer »radikalen Soziologie«, in ders. / Horowitz, »Radical Politics and Sociological Research«
- 19 Howard S. Becker, »Notes on the Concept of Commitment«, in: *American Journal of Sociology* 66 / 1 (1960), S. 32 – 40.

danken dazu in seinen Publikationen finden.²⁰ 1998 erscheint *Tricks of the Trade. How to think about your research while you're doing it* – als sein zweites Buch nach *Writing for Social Scientists*²¹ in der Reihe *Chicago Guides to Writing, Editing, and Publishing*.²² »Tricks of the Trade«, das klingt zunächst ein wenig schlicht nach Ratgeberliteratur. Doch »das Buch ist seine eigene Kategorie«, wie Ruth Horowitz treffend formuliert.²³ Es passt nicht in gängige Schubladen des Buchmarkts. Wer es liest, bekommt zwar Rat, aber nicht in Form eines Rezeptwissens, mit dem ein Projekt auf jeden Fall gelingt. Es ist auch kein übliches Methodenbuch, in dem die richtige Anwendung von Verfahren XY oder YZ beschrieben ist. Das Buch ist vielmehr eine Mischung aus Problemaufriss, indem Becker typische Schwierigkeiten erörtert, auf die Sozialforschende praktisch stoßen (können), und Forschungsbiografie, indem er schildert, mit welchen Kniffen, die er bei anderen entdeckt oder selbst ausprobiert hat, sich diese Schwierigkeiten angehen lassen. Becker wirbt dabei für ein »Denken in Analogien«²⁴, das sich nicht in allgemein und abstrakt gehaltenen Problembeschreibungen

-
- 20 Siehe dazu nur die Überlegungen zu »Kodewörtern«, mit denen Forschende ihre Loyalitäten anzeigen; in Becker, *Die Kunst des professionellen Schreibens*, S. 61.
- 21 Howard S. Becker, *Writing for Social Scientists. How to Start and Finish Your Thesis, Book, or Article*, Chicago 1986; ders., *Die Kunst des professionellen Schreibens*.
- 22 2007 kommt in dieser Reihe noch *Telling About Society* hinzu, das mittlerweile auch in einer deutschen Übersetzung vorliegt; Howard S. Becker, *Telling about Society* (Chicago Guides to Writing, Editing, and Publishing), Chicago 2007, deutsche Ausgabe: ders., *Erzählen über Gesellschaft: Eingeleitet und herausgegeben von Reiner Keller* (Neue Bibliothek der Sozialwissenschaften), Wiesbaden 2019; siehe dazu auch Howard S. Becker / Reiner Keller, »Ways of Telling About Society. Howard S. Becker in Conversation With Reiner Keller«, in: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 17 / 2 (2016). Online: www.qualitative-research.net, <<https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2607>>, [29.05.2016]; Thomas Hoebel, »Think outside the Box«, *Soziopolis. Gesellschaft beobachten*, 31.03.2021, <<https://www.soziopolis.de/think-outside-the-box.html>>, [19.05.2021].
- 23 Ruth Horowitz, »Review of *Tricks of the Trade: How to Think About Your Research While You're Doing It*«, in: *Symbolic Interaction* 22 / 4 (1999), S. 387; eigene Übersetzung. Siehe dazu auch Gary Alan Fine / Christopher Wellin, »Tricks and Reveries«, in: *Qualitative Sociology* 22 / 1 (1999) S. 93.
- 24 Siehe dazu auch Howard S. Becker, »Reasoning from Analogy«, in: Howard S. Becker, *What about Mozart? What about Murder? Reasoning from Cases*, Chicago 2014, S. 40 – 60.

ergeht. Stattdessen liefert er anhand von konkreten Beispielen Anschauungsmaterial, mit dem Leser*innen entdecken können, dass Probleme, auf die sie gestoßen sind oder stoßen (werden), eine vergleichbare Gestalt haben – und sie sehen können, wie andere die auftretenden Schwierigkeiten für sich gelöst haben. Es handelt sich um ein »nutzer*innenorientiertes« Buch, mit dem Forschende ihre eigenen Ideen explorieren können, nicht um ein »macher*innenorientiertes« Buch, mit dem der Autor einen einzigen Weg zu Glückseligkeit propagiert (um eine Unterscheidung zu nutzen, die Becker in *Erzählen über Gesellschaft* vorschlägt²⁵). Indem es den Fokus auf konkrete Aktivitäten legt, ist *Tricks of the Trade* ein Buch über forschendes Handwerk: ein Trick ist in dieser Perspektive »ein einfaches Werkzeug, das uns hilft, ein Problem zu lösen«. ²⁶ Und indem es dazu anregt, eigene Perspektiven auf die soziale Welt zu elaborieren und zu vertreten, ist es insbesondere auch ein Buch über das Problem forscherscher Autonomie – »die Dinge herumzudrehen, sie anders zu betrachten«. ²⁷ Unter dem Titel *Soziologische Tricks* liegt es hier nun auch in deutscher Übersetzung vor.

Soziologische Tricks

Ein Trick, der bei allen Anregungen, die Becker gibt, besonders eindrücklich zeigt, dass Becker Sozialforschung als eine möglichst autonome Tätigkeit versteht, firmiert bei ihm als: »Finde die unausgesprochene Annahme«. Der Gedanke, den er hier vor allem von seinem akademischen Lehrer Everett Hughes übernimmt, ist grundsätzlich recht einfach. Im Kern geht es darum, typische oder wiederkehrende Beschreibungen von Dingen und Menschen, die unsere Gesprächspartner*innen oder wir im Gespräch mit uns selbst anfertigen (und die für gewöhnlich einer Beurteilung gleichkommen), als Schlussfolgerungen zu betrachten, die auf Annahmen basieren, die selbst nicht thematisch sind. Sozialforschende haben vor diesem Hintergrund

25 Becker, *Erzählen über Gesellschaft*, S. 35 – 37.

26 Siehe im vorliegenden Buch S. 13.

27 Siehe im vorliegenden Buch S. 19.

mindestens zwei Möglichkeiten. Entweder sie schließen sich der Beschreibung an. Oder sie nehmen die Beschreibung zwar zur Kenntnis, behandeln diese aber zugleich als möglichen Ausgangspunkt für eine mehr oder weniger vorläufige Formulierung eines Rätsels, indem sie einerseits danach fragen, in welchen Situationen diese Formulierung für gewöhnlich Anwendung findet, und andererseits untersuchen, auf welchen unausgesprochenen Prämissen die Beschreibung basiert, damit sie für die Anwender*innen Sinn ergeben. Es liegt auf der Hand, für welche Option Becker wirbt: Mit der Exploration von Prämissen lassen sich nicht nur merkwürdig erscheinende und schwer nachvollziehbare Dinge, die Menschen tun, sondern gerade auch scheinbare Selbstverständlichkeiten des gesellschaftlichen Alltags besser verstehen. Und zwar gerade dann, wenn sich zeigen lässt, wie die betreffenden Prämissen aus dem Alltagsleben heraus entstanden sind, sie somit zur weithin anerkannten Konvention geworden sind, Menschen, Situationen und Dinge zu betrachten.

Um ein anderes Beispiel zu nennen, als Becker selbst in *Soziologische Tricks* nutzt: Robert K. Merton stellt in seiner prominenten Studie *The Self-Fulfilling Prophecy*²⁸ aus dem Jahr 1948 die Begründung, die weiße Gewerkschafter dafür geben, dass sie keine schwarzen Arbeiter*innen in ihren Vereinigungen zulassen, quasi auf den Kopf, indem er eine unhinterfragte Prämisse mit in die Gesamtbetrachtung einbezieht. Die Begründung für den Ausschluss sehen die Gewerkschafter darin, dass sie die potenziellen Genoss*innen allgemein für unzuverlässige Streikbrecher*innen halten, sie heben also einen vermeintlichen Wesenszug der betreffenden Personen hervor. Merton zeigt dagegen, dass ihnen entgeht, wie sie das Phänomen, dass sie kritisieren (und charakterlich erklären), selbst maßgeblich miterzeugen. In Mertons Perspektive ist der Streikbruch eine Konsequenz daraus, dass den schwarzen Arbeiter*innen der Zugang zu den Gewerkschaften verwehrt bleibt (die gleichsam den Zugang zu den Betrieben regulieren) – als strukturelle, aber unter den Gewerkschaftern nicht thematisierte Randbedingung. Streikbruch ist in dieser Situation eine der wenigen Optionen, überhaupt an Jobs zu gelangen.

28 Robert K. Merton, »The Self-Fulfilling Prophecy«, in: *The Antioch Review* 8 / 2 (1948), S. 193 – 210.

Auch das Ergänzen (und ebenso: das Weglassen!) von üblicherweise nicht thematisierten Prämissen, einen Vorgang zu begreifen, ist somit zunächst einmal ein handwerklicher Trick. Nicht zuletzt zwingt er zur Selbstreflexion, warum man selbst bestimmte Überlegungen ausgespart hat oder im Gegenteil an ihnen über Gebühr festhielt. Für Sozialforschende bringt dieser Trick zugleich Autonomiegewinne, die in erster Linie darin bestehen, sich in kritische Distanz zu Ereignissen, Beschreibungen und Urteilen zu setzen und alternative Perspektiven auf Menschen und Dinge zu eröffnen. Vorwürfe der Parteilichkeit sind ihnen dann gewiss, vor allem wenn sie nachvollziehbar, reflektiert und valide gearbeitet haben. Um Missverständnisse zu vermeiden: Autonom heißt dabei nicht zwangsläufig besser oder besserwisserisch, sondern eigenständig und andere, gar neue Aspekte eines Phänomens betonend. So hat Merton mit seinen Analysen maßgeblich daran mitgewirkt, institutionelle Diskriminierungen nicht einfach nur zu moralisieren und es dabei zu belassen. Er hat mit ihnen zugleich institutionelle Reformen angestoßen.²⁹

Es ist zu befürchten, dass Becker längst nicht jeden Trick, den er in seinem langen Forscherleben ausprobiert hat, auch für die Nutzer*innen seines Buches aufgeschrieben hat. Wer noch Nachschlag möchte, sollte in jedem Fall zu zwei Büchern greifen, die noch vergleichsweise jungen Datums sind, *What About Mozart? What about Murder?*³⁰ und *Evidence*³¹. Und die ein oder andere Forscherlist hat er auch an anderer Stelle noch preisgegeben, unter anderem in seinem Vorwort zu Jean Peneffs Einführung.³² Hier erinnert sich Becker daran, wie er in seiner

29 Michael T. Kaufman, »Robert K. Merton, Versatile Sociologist and Father of the Focus Group, Dies at 92«, *The New York Times*, 24.02.2003.

30 Howart S. Becker, *What About Mozart? What about Murder?*, Chicago 2014.

31 Howart S. Becker, *Evidence*, Chicago / London 2017.

32 Howard S. Becker, »Foreword«, in: Jean Peneff, *Howard S. Becker: Sociology and Music in the Chicago School*, New York, NY 2018, S. vi–viii. Und daneben vor allem in zahlreichen anekdotenreichen Interviews mit ihm. Alain Müller, »Dialogue avec Howard Becker: Comment parler de la société?«, in: *ethnographiques.org*, 12.2009. Online: <<https://www.ethnographiques.org/2009/Becker-Muller>>, [20.05.2021]; Ken Plummer, »Continuity and Change in Howard S. Becker's Work: An Interview with Howard S. Becker«, in: *Sociological Perspectives* 46 / 1 (2003), S. 21 – 39; Howard S. Becker / Reiner Keller, »Ways of Telling About Society«, Wenchao Lu, »Sociology and Art: An Interview with Howard S. Becker«, in: *Symbolic Interaction* 38 / 1 (2015)

Zeit an der Northwestern University erstmals ein (später regelmäßig stattfindendes) Seminar zur Feldforschung vorbereitete und in die gemeinsame Arbeit mit den Studierenden einstieg.³³ So beantragte er bei den verantwortlichen Stellen einen zusätzlichen Etat für eine gesonderte Räumlichkeit sowie 200 US-Dollar, um diese zu möblieren. Konventionelle amerikanische Seminarräume bestehen bis heute aus fest im Boden verankerten Tischreihen, die alle Beteiligten zu einem Frontalunterricht zwingen. Becker wollte für sein Seminar mit dieser Konvention brechen.

Die Universitätsverwaltung bewilligte den Antrag, und Becker erhielt einen abgeschiedenen Kellerraum zugewiesen, auf dem gleichen Flur befand sich nur noch eine alte Toilettenanlage. »Und da war eine Kaffeemaschine!«³⁴ Mit dem kleinen Budget kaufte er bei der Heilsarmee gebrauchte Möbel, »ein wunderbares heruntergekommenes Sofa, einige mehr oder weniger ramponierte Stühle, die nicht zueinander passten, keine Tische oder Schreibtische«³⁵. Er verteilte die Sitzgelegenheiten mehr oder weniger wahllos im Raum und sah für sich als Dozenten bewusst keinen gesonderten Platz vor.

Am Tag der ersten Seminarsitzung kam Becker bewusst etwas später. »Ich wollte sehen, wie die Studierenden das Rätsel lösen, wo wohl der Dozent sitzt.«³⁶ Die Teilnehmenden verteilten sich ohne klares Muster im Raum, Becker selbst nahm auf einer zufällig freigebliebenen Stelle Platz. Auf seine unmittelbare Aufforderung hin, jede*r solle sich nun für eine Sache und einen Ort entscheiden, wo sie und er ab sofort für den weiteren Seminarverlauf eigene Ethno-

S. 127 – 150; Géraldine Schmidt / Natalia Bobadilla / Stéphane Debenedetti u. a., »About Art, Social Science ... and Restructuring: An Interview with Howard S. Becker«, in: *Organization* 22 / 6 (2015), S. 756 – 768.

33 Für die folgenden Absätze übernehme ich Formulierungen aus Thomas Hoebel, »Verkettungen und Verstrickungen. Was wir von Howard S. Becker über die prinzipielle Prozesshaftigkeit des Sozialen lernen können«, in: Nicole Burzan (Hg.), *Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018, Essen 2019*. Online: <https://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2018/article/view/1140> [22.5.21].

34 Becker; »Foreword«, S. vi; eigene Übersetzung.

35 Ebd., S. vii; eigene Übersetzung.

36 Ebd.; eigene Übersetzung.

grafien durchführen, regte sich auf der Stelle Widerstand. So schnell ginge das nicht! Da müsse man erst länger darüber nachdenken! Dafür seien sie noch nicht bereit! Doch Becker blieb unnachgiebig und erklärte schlicht, dass wir letztlich nie dazu bereit seien, eine solche Entscheidung zu treffen. Daher könne man auch direkt loslegen.

In den Folgewochen fanden die Studierenden sukzessive ihre Sprache für das von ihnen untersuchte Feld, »die Realität, die hinter der großen, beängstigenden Sprache der Sozialtheorie steckt«. ³⁷ Das Seminar traf sich zweimal die Woche, zu jedem Termin schrieben die Studierenden ein Papier mit ihren Beobachtungen, das Becker kommentierte. Mehr noch als durch seine Kommentare und Interventionen in das Seminargespräch lernten die Beteiligten jedoch schließlich voneinander, wobei sie gleichsam ihre Erfahrungen in den von ihnen untersuchten Feldern benötigten. Die Zeitspannen, in denen sich Becker aktiv in die Semindiskussion einschaltete oder die Studierenden explizit einen Beitrag von ihm erwarteten, verlängerten nicht sukzessive. Becker selbst, noch viel mehr aber das soziale Setting mit all seinen Beteiligten, das er anfänglich inszenierte, beschränkte sie in gewisser Weise, was dazu führte, dass sie zunehmend freier darin wurden, soziologisch zu arbeiten. Sie erfanden sich ein Stück weit neu, während sie im gemeinsamen Arbeiten voranschritten, würde Becker es selbst formulieren. ³⁸

Die Anekdote über sein Feldforschungsseminar an der Northwestern ist charakteristisch für zwei zentrale Topoi, die Beckers soziologisches Denken ausmachen. Jack Katz hat das treffend beschrieben: Es handelt sich dabei um kollektive Einschränkungen einerseits, kreative Freiheiten der Individuen andererseits. ³⁹ Beide, »constraints« und »creativities«, verschränken sich jeweils situationsspezifisch, während Menschen mit- und gegeneinander handeln. Folgt man Katz, verdichtet sich Beckers Ansatz im Motiv des gemeinsamen Spiels von

37 Ebd., S. viii; eigene Übersetzung.

38 Howard S. Becker, »Inventer chemin faisant: comment j'ai écrit *Les mondes de l'ar*«, in: Daniel Mercure (Hg.), *L'Analyse du Social: Les Modes d'Explication*, Quebec 2005, S. 57 – 73.

39 Jack Katz, »Jazz in Social Interaction: Personal Creativity, Collective Constraint, and Motivational Explanation in the Social Thought of Howard S. Becker«, in: *Symbolic Interaction* 17 / 3 (1994), S. 253 – 279.

Jazz, bei dem auch einander zuvor Fremde zueinander finden können. Die situativen Anschlüsse an Traditionen und Konventionen erlauben es den zusammengetroffenen Musiker*innen, schnell zueinander zu finden und schließlich auch individuelle Einlagen einzustreuen, die von den anderen mitgestaltet sind. Kollektive und individuelle »Handlungslinien«⁴⁰ greifen ineinander. Die Jazzanalogie ist passend gewählt, hat Becker doch seit seiner Jugend in mehr oder weniger spontan zusammengestellten Jazzensembles gespielt – und schon früh und dann immer wieder darüber geschrieben.⁴¹

Der Trick des Feldforschungsseminars besteht gleichwohl eher darin, mit Konventionen zu brechen – hier: mit Konventionen des Studierens. Eine auf den Dozenten zentrierte und auch entsprechend physisch fixierte Sitzordnung? Fehlanzeige. Erst einmal lange über Theorien sprechen, bevor es um konkrete Phänomene geht. Nicht vorgesehen. Der Dozent erklärt, die Studierenden hören zu? Stattdessen eine fast schon karnevalesk anmutende Umkehrung. Der Trick besteht somit im Kern darin, unkonventionelle Bedingungen für forschersische Autonomie zu kreieren, ohne sicher sein zu können, dass sie sich tatsächlich realisiert. Welchen Effekt die Kaffeemaschine auf den Seminarverlauf hatte, darüber schweigt sich Becker übrigens aus. Allerdings liegt die Vermutung nahe, dass ihre Erzeugnisse es nicht nur Becker selbst, sondern auch den Studierenden angenehmer gemacht haben, ihre Felderfahrungen in der Gegenwart der anderen noch einmal zu erleben und daran zu lernen.

40 Herbert Blumer, »Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus«, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), *Alltagswissen, Interaktion und Gesellschaftliche Wirklichkeit*, Wiesbaden 1980, S. 95.

41 Siehe nur Howard S. Becker, »The Professional Dance Musician and His Audience«, in: *American Journal of Sociology* 57 / 2 (1951) S. 136 – 144; ders., »Some Contingencies of the Professional Dance Musician's Career«, in: *Human Organization* 12 / 1 (1953), S. 22 – 26; ders., »Culture: A Sociological View«, in: *Doing Things Together. Selected Papers*, Evanston 1986, S. 11 – 24.

Situationsgebundenheit von Sozialforschung

Wenn es nach Becker geht, findet das Spiel mit Konventionen, ihre kritische Reflektion und ihr gelegentlicher Bruch (mittlerweile) viel zu wenig statt in der akademischen Welt. Seine Kritik ist unmissverständlich: »Ich bereue nichts. Ich würde einfach sagen, dass ich froh bin, nicht mehr an Universitäten zu arbeiten, weil ich denke, dass sie sich auf eine Art und Weise verändert haben, die mir nicht sehr gefallen würde. Es ist viel zu bürokratisch geworden, zu sehr auf Kontrolle bedacht.«⁴² Er hat sogar den Eindruck, dass unter diesen restriktiven bürokratischen Bedingungen eine akademische Kultur entsteht, in der sich Sozialforschende gar nicht mehr richtig trauen, den Dingen mit aller Kreativität auf den Grund zu gehen, und diese Situation gleichsam für normal halten, weil sie es gar nicht mehr anders kennen.⁴³ Becker sorgen dabei vor allem die eigentlich gut gemeinten Ethikkommissionen. Sie dienen offiziell dem Zweck, dass Forschende die persönliche Integrität von Menschen achten, die sie untersuchen. Werden die bestehenden Regeln jedoch dogmatisch angewendet, hat die konkrete bürokratische Arbeit dieser Kommissionen den nicht intendierten Effekt, insbesondere solche Forschung zu verunmöglichen, die auf die Beobachtung sozialer Strukturen vor Ort angewiesen ist – auf die gleichsam situierte Beobachtung situationsgebundenen Handelns. Denn Forschende, die Menschen in ihrem Lebens- oder Arbeitsumfeld beobachten, müssten zuvor von jeder beteiligten Person eine schriftliche Erlaubnis einholen, nachdem sie diese über die möglichen Risiken einer solchen Beobachtung aufgeklärt haben. Becker denkt hier an seine eigenen Erfahrungen, die er in den 1950er Jahren damit gemacht hat, drei Jahre lang das Leben von angehenden Ärzt*innen zu untersuchen. (Die in *Soziologische Tricks* geschilderte Episode zu den »Crocks« stammt aus dieser Forschung.⁴⁴) Wenn es in dieser Zeit solche Anforderungen gegeben hätte, hätte er die Zu-

42 Howard S. Becker in: Müller, »Dialogue avec Howard Becker«; eigene Übersetzung.

43 Howard S. Becker, »Quand les chercheurs n'osent plus chercher«, *Le Monde diplomatique*, 01.03.2011, <<https://www.monde-diplomatique.fr/2011/03/BECKER/20226>> [16.05.2021].

44 Siehe im vorliegenden Buch S. 221 ff.

stimmung aller Patient*innen und des gesamten Personals einholen müssen, Hunderte von Menschen, deren Zusammensetzung zudem häufig wechselte. Weder die Recherche noch das daraus resultierende Buch⁴⁵ wären möglich gewesen.

Mit seiner Kritik macht Becker einmal mehr darauf aufmerksam, dass er Sozialforschung genauso als ein situationsgebundenes Geschehen versteht wie die Vorgänge in den sozialen Welten, auf deren Untersuchung man es abgesehen hat.⁴⁶ Dieser Situationsgebundenheit trägt Becker gerade auch dann Rechnung, wenn er Forschungsergebnisse von Kolleg*innen referiert und sie in der Ausdrucksweise zu Wort kommen lässt, in der sich der konkrete Entdeckungs- und Begründungszusammenhang der Ergebnisse spiegelt: die konkrete Forschungssituation. Leser*innen von *Soziologische Tricks* werden daher darüber stolpern, dass Becker die schon 1998 begrifflich und normativ völlig aus der Zeit gefallene, wenngleich zu ihrem Erscheinen (1971) bahnbrechende Studie »Transsexuals« von James Driscoll erörtert.⁴⁷ Becker spricht hier von »sex change« und reproduziert mit dieser Wortwahl eine heteronormative Perspektive, die Geschlecht binär und essentialistisch begreift und somit z. B. auch von Männern spricht, die zu Frauen werden und vice versa. Das Konzept der Geschlechtsumwandlung ist nicht nur veraltet (und war es bereits Ende der 1990er Jahre), sondern empirisch falsch. Richtig ist, von Geschlechtsangleichung zu sprechen.

45 Howard S. Becker / Blanche Geer / Everett C. Hughes u. a., *Boys in White. Student Culture in Medical School*, Chicago 1961.

46 Nebenbei bemerkt: Becker spricht zwar von Feldforschung, bevorzugt ansonsten aber das Konzept der »sozialen Welt«, um konkrete Arrangements von Menschen, Dingen und Konventionen zu begreifen, nicht aber den insbesondere von Pierre Bourdieu geprägten Begriff des »sozialen Feldes«; siehe dazu nur das instruktive, im Buchanhang abgedruckte Gespräch zwischen Becker und Pessin in: Pessin, *The Sociology of Howard S. Becker*. Zuspitzend formuliert kennzeichnet diese begriffliche Präferenz Beckers Neigung, situationsgebundenes soziales Handeln zugleich als etwas zu begreifen, das sich nicht selten vor »weiten Horizonten« ereignet und eine Offenheit in sich trägt, wie es in den nächsten Schritten weitergehen kann; nicht als etwas, das per se von Zäunen umspannt ist, wie es die Feldmetapher nahelegt. Aber darüber ließe sich trefflich streiten, zumal Becker ja selbst durchaus sensibel für »constraints« ist.

47 James P. Driscoll, »Transsexuals«, in: *Trans-action* 8 / 5 (1971) S. 28 – 28; siehe im vorliegenden Buch S. 47 ff.

So überzeugend der Anspruch ist, der Indexikalität von Forschungsergebnissen in ihrer Darstellung Rechnung zu tragen, sie und den Standpunkt ihrer Macher*innen dadurch gleichsam zu verorten – Becker konterkariert hier ein Stück weit die definitionstheoretische Sensibilität, für die er eigentlich eintritt. Ebenso lässt er die Chance ungenutzt zu demonstrieren, dass sozialwissenschaftliche Studien und die hier präsentierten typischerweise »nur ein Anfang« sind, wie er in *Evidence* formuliert.⁴⁸ Sozialforschung findet in Gesellschaft statt, die in späteren Momenten, als sie Untersuchungen erfassen, schon eine (etwas) andere ist. Es lohnt sich, diese oftmals unausgesprochene Prämisse immer wieder aufs Neue zu thematisieren.

Auf der Seite guter Soziologie

Soziologie basiere auf der »bestmöglichen Evidenz«, um Untersuchungen durchzuführen, die »true to the world« sind, schreibt Becker Anfang der 1970er Jahre im Konzert mit seinem Freund Horowitz.⁴⁹ An dieser Auffassung hat sich über die Jahre hinweg nichts geändert: Aussagekräftige Beschreibungen, belastbare Erklärungen und realistische Vorschläge, die soziale Welt zu gestalten, sollten es sein. Evidenz ist dabei nicht als schiere Qualität von erhobenen Daten gedacht, sondern beschreibt die Überzeugungskraft von Einsichten, die möglichst autonome (und zugleich unhintergebar parteiliche) Sozialforschende nicht nur mithilfe von Daten, sondern durch ihre Ideen und ihr erzählerisches Können bei ihren Leser*innen erzielen.⁵⁰ Wer sich fragt, auf wessen Seite Howard S. Becker steht, findet in diesem Gedanken den zentralen Ausgangspunkt für die Suche nach (immer nur vorläufigen) Antworten.

48 Becker, *Evidence*, S. 22.

49 Becker / Horowitz, »Radical Politics and Sociological Research«, S. 50.

50 Becker, *Evidence*, S. 4 – 5; siehe dazu auch Jo Reichertz, »Methode: Howard S. Becker, *Evidence*«, in: *Soziologische Revue* 44 / 1 (2021) S. 147 – 148.